

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 92. Bromberg, den 22. April 1932.

Das harte Geschlecht

Roman von Will Vesper.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als Ref an das Bachtal kam, benutzte er den Spieß wie einen Bergstock und schwang sich an ihm in großen Sprüngen den Hügel hinab auf Schafbergen zu. Er sprang über den Bach auf Thorbjörns Wiesen. Dann aber vermied er den geraden Pfad und machte einen Bogen nach den Bergen hinauf, die oberhalb von Schafbergen mächtig anstiegen. So näherte er sich Thorbjörns Haus auf einem Umwege, immer noch springend und speerwerfend. Denn wieder verharrte er eine Weile und schien zu messen und zu rechnen und jedenfalls ganz in sein Spiel und seine Sprünge versunken. Dabei spähte er um sich, und da es nachmittag war, nach dem Essen, war es um Thorbjörns Gehöft sehr ruhig. Auf den Wiesen unten im Tal arbeiteten zwei Knechte an einem Graben, ein anderer flickte oberhalb des Hauses einen Zaun und ein vierter lag daneben. Diese beiden sahen Ref mit seiner alten Hellebarde, die er da herumwarf und über die er sprang wie ein Böcklein. Sie lachten laut auf und der, der an der Erde lag, rief: „Nun, Bürschlein, wo willst denn du hin?"

„Ich will Thorbjörn besuchen", sagte Ref und lachte, „und außerdem übe ich mich im Springen und im Speerwerfen."

„Junge, Junge", sagte der andere gutmütig, „mach, daß du heimkommst. Der Alte ist nicht bei guter Laune. Außerdem schläft er jetzt, und wenn du ihn im Schlafe störst, könnte es dir gehen wie Klein-Bardi."

„Es wird doch wohl noch erlaubt sein, mit Thorbjörn zu sprechen", sagte Ref und machte wieder einen Satz über den Speer hinweg. Die Knechte lachten hinter ihm her, und der am Boden drehte sich auf die Seite und schlief ein. Der andere fuhr fort, die Zaunstecken mit Weidenringen festzubinden. So wenig vermuteten sie, daß dem Thorbjörn von diesem närrischen Jungen eine Gefahr drohen könne.

•

Ref war unterdessen in das Gehöft gekommen. Es waren da wie üblich mehrere Häuser und Schuppen. Auf dem Hof selber war niemand. In einem Scheunentor sah Ref ein Paar Stiefel. Da schlief ein Mann auf dem frischen Heu. Im Knechtehaus hörte man einen hämmern, als flicke er Schuhe. Er pfiff dazu. Aus dem Herdraum kam das Klappern von Schüsseln und Bütten, und man hörte Rannveigs keifende Stimme. „Ist Thorbjörn schon aufgestanden?" fragte sie. „Wir haben ihn noch nicht gesehen."

„Aber ging da nicht jemand über den Hof?" fragte Rannveig.

Ref hörte nicht mehr, was das Mädchen antwortete. Er trat rasch auf seinen Spieß und brach ihn mitten durch. So hatte er nur noch die eiserne Spitze mit einem kurzen, handlichen Griff in der Faust. Rasch ging er durch die Türe ins Haus und rechter Hand in die Männerstube. Dahinter war wie üblich die Bettkammer. Dort schlief Thorbjörn. Das war zu vermuten.

Ref stieß in der Männerstube an einen Tisch. Ein Schemel flog um, und Thorbjörn erwachte in der Kammer und schimpfte. „Wer lärmt denn da, wenn ich schlafe?" Niemand antwortete.

„Wer ist da?" schrie Thorbjörn.

„Ich bin's", sagte Ref.

„Wer ist denn ich?" schrie Thorbjörn wieder.

„Jemand von woanders", sagte Ref.

„Hast du keinen Namen", schrie Thorbjörn.

„Doch", sagte Ref und trat in den Schlafraum vor Thorbjörns Bett. „Ich heiße Ref."

Thorbjörn fuhr auf, warf die Decken von sich und griff nach seinen Kleidern. Und während er sich bemühte, schnell in die Hose zu fahren, sagte er mit verstellter Freundlichkeit: „Aber ja, du bist Ref. Ich kenne dich doch. Sei willkommen. Was führt dich hierher?"

„Das kommt ganz auf dich an", sagte Ref.

„Also um was handelt es sich denn?" fragte Thorbjörn, schnallte den Gürtel fest und griff nach dem Rock.

„Ach", sagte Ref, „du hast doch meinen Knecht Klein-Bardi erschlagen, einen so tüchtigen Mann. Nun komme ich, um Buße zu fordern." Ref stellte sich nach seiner Gewohnheit dumm und tölpisch. „Ich verlange ja nicht viel. Ich will nur irgend etwas, etwas vielleicht, was du am leichtesten entbehren kannst. Aber Genugtuung muß ich haben, um meiner Ehre willen. Du warst es doch, der Klein-Bardi mit der Axt traf?"

Thorbjörn hatte nun alle seine Kleider an. Es war ihm schon viel wohler, und er besann sich darauf, daß er es ja mit einem Narren zu tun hatte. Als er so wehrlos im Bette gelegen, als Ref hereinkam, war er nicht wenig erschrocken. Jetzt aber faßte er sich und sagte: „Es wird wohl so sein, daß ich es war. Aber du weißt ja, daß es nicht meine Gewohnheit ist, für Totschläge Buße zu zahlen."

„Es wäre aber doch schicklicher", sagte Ref und stand gerade vor Thorbjörn und beobachtete alle seine Bewegungen. Den Speer hatte er in der Faust, mit der Spitze nach unten.

„Nun denn", sagte Thorbjörn und dabei griff er nach einem Schwert, das an der Wand hing. Schwerter gab es damals noch wenig in Island. Die Männer trugen Äxte und Speere, aber keine Schwerter. Thorbjörn mußte aber in allem etwas voraushaben, und so hatte er denn auch ein gutes Schwert an der Wand hängen, norwegische Arbeit, in einer breiten bunten Lederscheide. Das langte er jetzt herab und sagte: „Weil du so bescheiden bittest, Ref, und weil du es bist, will ich dir etwas geben. Wir haben guten, reifen Schafkäse. Davon sollst du einen haben nach dem Sprichwort: Gleiches zu Gleichem. Das Weiche dem Weichling." Zugleich wollte er das Schwert aus der Scheide ziehen, und gerade darauf hatte Ref gewartet. Niemand sollte sagen können, daß er einen Mann ohne Waffen im Bette überfallen habe. Darum hatte er zugesehen, wie Thorbjörn sich anzog und fertigmachte, aber als dieser nun nach dem Schwert langte und die Klinge aus der Scheide

zog, da hob Ref im gleichen Augenblick die Spitze seines Speeres und stieß sie Thorbjörn mitten durch den Leib, mit solcher Wucht, daß Thorbjörn hintenüberfiel und im Todeskampfe mit den Füßen die Erde schlug. Das Blut lief in raschen Stößen von ihm.

*

Alles das war blitzschnell vor sich gegangen, und Ref war schon draußen in der Männerstube und schloß die Türe zur Bettkammer. Indem kamen auch schon die Frauen gelaufen, die das laute Gespräch in der Kammer gehört hatten. Aber noch ehe sie Ref sahen, war er zur Stubentüre hinaus und durch die Haustüre ins Freie. Im gleichen Augenblick schrien die Frauen auf, weil sie unter der Türe der Bettkammer Blut sahen. Ref bedachte, daß überall Knechte Thorbjörns in den Häusern und auf den Feldern waren und daß gleich das Geschrei der Frauen noch lauter werden würde und daß also viele ihn jagen und über ihn herfallen könnten, wenn er nun davonliefe. Er blickte sich rasch um und sah, daß neben der Haustüre ein großer Berg Holz aufgeschichtet war, an der Hauswand bis unter das Dach, Treibholz aller Art, Balken und Stämme. Rasch schlüpfte er zwischen Wand und Holz und unter die Balken. Ehe die Frauen noch hinter ihm her an die Haustüre kamen und nach den Männern riefen, war Ref wie in der Erde verschwunden.

Rannveig schrie wie eine Wahnsinnige, daß man Thorbjörn erstochen habe, und die Knechte und Leute Thorbjörns kamen von allen Seiten gelaufen. Da erfuhr man erst von den beiden Knechten, die mit ihm gesprochen hatten, daß Ref im Hause gewesen und daß dies sein Werk war. Alle verwunderten sich, daß sie ihn nicht hatten fortgehen sehen. Doch waren sie nicht ganz sicher, ob er nicht durch eine Schlucht unter dem Hause oder sonstwie entschlüpft sei. „Wir waren doch bei der Arbeit", sagten die Knechte. „Wer dachte denn an eine solche Frechheit?" Alle suchten eifrig und aufgeregt. Einige liefen dorthin, andere ins Haus, aber Rannveig sagte: „Hier kann er nicht sein. Ich lief sogleich in die Stube, als ich den Lärm hörte. Da war er schon hinaus. Die Stubentür flog mir vor der Nase zu und auch die Haustüre. Er muß fort sein. Sucht, sucht! Ewige Schande, wenn er euch entkommt." Dann lief sie wieder zu Thorbjörn. Es war ja verständlich, daß alle den Kopf verloren hatten. Niemand hatte eine solche Tat vermutet. Alle waren gewöhnt, daß sich niemand an Thorbjörn getraute und daß seine Schandtaten immer gut ausgingen.

Die Weiber klagten und Rannveig tobte, die Knechte liefen herum und suchten. Ref saß still zwischen dem Holz und rührte sich nicht. Zuweilen sah er sogar unten durch das Holz die nackten Füße der Frauen und die derben Stiefel und Holzschuhe der Männer. Niemand kam auf den Gedanken, ihn so nahe zu vermuten. Gegen Abend waren sie überzeugt, daß Ref entkommen sei. Das war für Rannveig das Schlimmste. Jetzt erfuhr sie endlich auch einmal, wie es denen zumute ist, die Gewalttat erleiden. Sie raufte ihr Haar über Thorbjörn und schrie und benahm sich ganz wild, bis einer sagte, sie solle doch stille sein. So schreie man nicht vor einem Toten.

Thorbjörns Leichnam wurde aufs Bett gelegt und vom Blut gereinigt. Er sah noch im Tode grimmig aus, und es war, als zwinkere er mit einem Auge. Es blieb offen und wollte sich nicht schließen lassen.

„Er späht nach seinem Mörder", flüsterte eine Magd. „Wenn er nur reden könnte."

Thorbjörn war den Seinen immer ein guter Hausvater gewesen, wenn auch jähzornig und ein Polterer. Darum weinten jetzt alle ehrlich um ihn. So schlimm sind wenige, daß sie nicht auch ihre Freunde haben, Kumpane und Frauen, die an ihnen hangen.

Die Männer mußten Rannveig versprechen, nicht zu ruhen, als bis dieser Totschlag gerächt sei. „Das sollen die auf Weiberhalde büßen", schrie sie immer wieder, „das sollen sie büßen. Aber nicht mit Bußgeld. Alle mit dem Tod!" Sie dachte sich in ihrem Zorn und Schmerz furchtbare Bilder der Rache aus. Am meisten war sie wütend auf Thorgerd, als habe diese Schuld an allem

Unterdessen war es Nacht geworden, aber Ref blieb in seinem Versteck bis gegen Mitternacht. Dann erst hatten alle Leute Rannveigs das Suchen eingestellt. Jetzt kam Ref unter dem Holz hervor, schlich über den Hof zwischen den Gebäuden hin und kam unbemerkt davon. Als er ein Stück von den Häusern entfernt war, lief er schneller und war bald in Weiberhalde.

*

Thorgerd hatte lange wach gelegen und geweint, vor Kummer über diesen Tag und voll Sorge, was nun werden solle, da Klein-Bardi erschlagen war. Nun müsse sie ohne Kaufgeld den Hof aufgeben, dachte sie. Noch immer war sie zornig auf Ref und beklagte ihr Schicksal, daß sie einen solchen Sohn haben mußte. Daß er am Abend nicht heimgekehrt war, beunruhigte sie wenig. Auch zu anderen Zeiten war Ref schon vor ihren Vorwürfen in eine Schafhütte geflüchtet. Nicht von ferne kam sie auf den Gedanken, daß Ref irgend etwas gegen Thorbjörn unternommen. Was sollte der einzelne, der Knabe, gegen einen Mann wie Thorbjörn und seine Rotte ausrichten? Und jetzt machte Thorgerd sich Vorwürfe, daß sie Ref so hart angefahren. Es war doch auch wirklich nicht zu erwarten, daß ein so junger, ungelenker Bursche sich mit einem so alten erfahrenen Streithengst einlasse. Aber wo war denn eine Hilfe?

Zuletzt weinte Thorgerd sich in den Schlaf. Und dann kam ein Traum und tröstete sie. Es war ihr, als klopfe jemand am Laden ihrer Kammer, und sie wußte, es war Stein, der sie nicht in ihrem Kummer allein lassen wollte. Und dann stand er im Zimmer, zwischen dem Bett und der Wand, obgleich da gar kein Platz war. Thorgerd sah ganz deutlich sein Gesicht, voll Falten und Runzeln und mit grauen Bartstoppeln, so wie es im Alter gewesen war. Sie fürchtete sich gar nicht und reichte ihm die Hand. Er ergriff sie und streichelte mit der anderen ihre Wange, wie er früher immer getan hatte, abends, ehe sie schlafen gingen. Sie fühlte dies leise Streicheln in der Dunkelheit, und all ihr Kummer schlief ein. Der Druck auf ihrem Herzen verschwand. Und auf einmal saß sie neben Stein an einem großen Tisch. Alles war festlich geschmückt. Schneeheide und bunte Bänder lagen auf dem Tisch, wie bei ihrer Hochzeit, und als sie aufblickte, saßen da viele Leute, die sie einmal gekannt hatte. Obenan saß ihr Vater Oddleif und neben ihm ihre Mutter Hild. Alle sahen freundlich auf sie und nickten ihr zu, und auch der Vater lächelte und drohte ihr mit dem Finger. Aber niemand sagte ein Wort. Es war so wohltuend, diese stille Freude auf allen Gesichtern. Thorgerd war so vollkommen wohl zumute, daß sie da in ihrem Bette und im Schlafe leise auflachte, wie ein junges Mädchen, das von der Liebe träumt. Aber dann fuhr sie auf und war wieder in dieser Welt, und es klopfte wirklich jemand an den Laden der Kammer, laut und eilig, wie einer, der dringend um Einlaß bittet.

Thorgerd stand schon vor dem Bett, aber sie konnte sich nicht zurechtfinden. Wo war jetzt das Klopfen? Dann aber hörte sie Refs Stimme, wie er leise rief: „Mutter, Mutter." Sie öffnete den Laden und fragte: „Was willst du?" Er sagte: „Komm heraus, Mutter, aber mache kein Licht und wecke niemand." Jetzt bebten Thorgerds Hände, und sie brachte lange den Rock nicht zu, den sie sich übergeworfen. Auch der Riegel an der Türe wollte nicht aufgehen. Endlich stand sie draußen und zitterte am ganzen Leibe. Der Mond war aufgegangen, und die Nacht war ziemlich hell. Sie sah Ref nicht. Da rief er aus dem Schatten der Scheune, hinter dem Brunnen: „Komm hierher, Mutter." Sie lief, so schnell sie konnte, zu ihm und nahm ihn gleich in die Arme und sagte: „Was ist denn?" Dabei zog sie ihn ein wenig vor, so daß der Mond in sein Gesicht schien. Nur einen Augenblick lang. Aber Thorgerd war doch in der Eile, als ob Ref völlig verwandelt sei. Seine Augen waren licht und wach und weit offen. Sein ganzes Gesicht leuchtete in einem stillen Lachen, wie sie nie gesehen, hell mit weißen Zähnen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimnis des roten Faltbootes

Von Georges Mouysard-Paris.

Eine großartig ausgebaute Fremdenindustrie sorgt dafür, daß an der französischen Riviera niemand sich langweilt. Und doch ist man dort in den mit allen Freuden des Daseins auf dieser Welt übersättigten Kreisen für jede unvorhergesehene Sensation dankbar. Freilich muß es schon etwas Besonderes sein, was das Interesse der Leute weckt. Gewöhnliche Gaunereien oder die mit regelmäßiger Sicherheit wiederkehrenden Meldungen, irgend einer Theatergröße sei der kostbare Schmuck geraubt worden, interessieren nicht mehr.

Ein wundervoller Gesprächsstoff ist dagegen im Augenblick das Geheimnis, das ein rotes Faltboot umgibt. Vor kurzem trafen zwei junge Leute aus Paris im Kraftwagen in einem Hotel auf Cap-Martin ein. Er, Alain Sabourand, war der Sohn eines bekannten und wohlhabenden Pariser Arztes. Sie, Irene Caravagniez, verdiente als Modellzeichnerin eines großen Pariser Modehauses mehr, als sie brauchte, um ein sorgenfreies Leben führen zu können.

Beide paßten äußerlich und innerlich ausgezeichnet zu einander. Als echte Kinder ihrer Zeit liebten sie den Sport, das Ungezwungene und das Abenteuer. Sie waren schon fünf Jahre lang gute Kameraden gewesen und hatten in Sabourands Sportswagen manchen gemeinsamen Unfall erlebt, ohne je persönlich ernsteren Schaden zu nehmen. Sie fanden beide den gleichen Spaß an allem, was halsbrecherisch aussah.

Nun hatten sie ein neues Abenteuer vor. Alain Sabourand besaß ein rotes Faltboot, und damit wollten die jungen Leute von Monaco nach Korsika fahren. Sie brauchten dazu die Erlaubnis der Hafenpolizei des Kasinofürstentums. Der Kommissar verweigerte sie. Er sagte, er könne es nicht verantworten, ein derartiges Wagnis mit seinem Namen zu decken. Mit einem vierundeinhalben Meter langen Faltboot unternehme man keine Fahrt nach der mindestens 200 Kilometer entfernten Küste Korsikas. Da bat Sabourand um die Erlaubnis zu einer Fahrt längs der Riviera nach San Remo. Dagegen konnte der Kommissar nichts einwenden.

Bei bewegter See verließ das rote Faltboot mit den beiden jungen Leuten, die für fünf Tage Proviant mitgenommen hatten, den Hafen von Monaco. Ein Motorboot schleppte sie bis auf die Höhe der Spitze la Vieille. Dann hielten Sabourand und Irene Caravagniez aufs offene Meer hinaus, anscheinend, um Cap-Martin anzulaufen.

Das Faltboot kam weder dort noch in San Remo an. In Monaco und Cap-Martin ängstigte man sich um die beiden Wagehälse. Man war überzeugt davon, daß die beiden doch die Fahrt nach Korsika gewagt hatten. Als drei Tage ohne ein Lebenszeichen von beiden verstrichen waren, wurden französische Militärflugzeuge auf die Suche nach ihnen ausgeschickt. Doch die Piloten kehrten unverrichteter Dinge zurück. So nahm man schon an, daß die jungen Leute in einen Sturm geraten und mit dem Boot untergegangen waren.

Doch dann kam die Meldung, daß ein italienischer Dampfer auf der Höhe von Carrara-Avenza, zwischen Spezia und Livorno, ein rotes Faltboot mit einer Frauenleiche gefunden hatte, die Papiere auf den Namen Irene Caravagniez bei sich führte. Der Tod war anscheinend durch einen aus nächster Nähe und von hinten abgegebenen Schuß herbeigeführt worden, der einen Halswirbel zerschmettert hatte. Von Sabourand fand man keine Spur.

Man sprach natürlich sofort von einem Liebesdrama. Lag es nicht nahe, daß beide aus irgend einem Grunde aus dem Leben scheiden wollten? Sicher hatte Sabourand erst das junge Mädchen erschossen, sich dann, im Boote aufrecht stehend, eine Kugel durch den Kopf gejagt und war über Bord gestürzt. Doch die Verwandten der beiden jungen Leute widersprachen dieser Annahme mit aller Entschiedenheit. Sie bestritten, daß die beiden irgendwelche Veranlassung zum Selbstmord gehabt hatten. Glücklichere Menschen hätte es nicht geben können.

So mußte eine neue Hypothese aufgestellt werden. Ein Zeuge meldete sich, zu dem Irene Caravagniez gesagt hatte: „Wenn wir auf der Fahrt nach Korsika schiffbrüchig werden sollten, so würden wir unsere Qual durch einen Schuß beenden.“ Sicherlich waren beide in den Sturm geraten, hatten ein qualvolles Ende vorausgesehen und deshalb Selbstmord begangen.

Doch dann machte die italienische Polizei eine überraschende Entdeckung: Die Bootswand war von mehreren Schüssen durchbohrt. Ihrer Richtung nach zu schließen konnten sie nicht aus dem Fahrzeug selbst abgegeben worden sein. Da erinnerte man sich an der Riviera daran, daß die beiden jungen Leute eine größere Geldsumme bei sich getragen hatten. Dazu war Irene Caravagniez gewohnt, selbst auf Bootsfahrten wertvollen Schmuck mit zu nehmen. Vor allem trennte sie sich nie von einem kostbaren Diamantring. Der fehlte nun. So kam man zu einer dritten Annahme, die wohl phantastisch klingt und doch nicht von der Hand zu weisen ist: Konnten die beiden jungen Leute nicht an der Riviera Verbrechern aufgefallen sein? Für die wäre es, da Sabourand allen, die es hatten hören wollen, von seiner geplanten Korsikafahrt erzählte, eine Leichtigkeit gewesen, einen verbrecherischen Anschlag auszuführen. Konnten sie nicht unauffällig — es gibt ja soviele Motorboote an der Riviera — dem Faltboot von weitem gefolgt sein und die jungen Leute dann auf hoher See niedergeschossen und beraubt haben?

Diese Annahme schien durchaus einleuchtend, bis jemand einwarf: „Warum haben denn die Verbrecher nicht das Boot mit den Toten zum Sinken gebracht und jede Spur des Mordes verwischt?“

Auf diese Frage konnte bisher niemand eine einleuchtende Antwort geben. Das Geheimnis um das rote Faltboot besteht nach wie vor. Es ist noch vertieft worden durch die Tatsache, daß nach Auffindung des Fahrzeuges ein Hotelbesitzer in Calvi auf Korsika durch die Post ein Paket mit Bekleidungsstücken der jungen Leute erhielt, dazu einige Zeilen, in denen Sabourand für sich und seine Freundin Zimmer bestellte.

Heute sieht es aus, als sollte das Geheimnis nie gelüftet werden.

Tierfreundschaften.

Von Afrikaforscher Hans Schomburgk.

Mit seiner Mutter stand das kleine Nashorn unter dem spärlichen Schatten der Schirmakazie. Sie standen nur da und döften. Wollten zur Ruhe sich niedertun. Auch diese einfache Handlung erfordert Überlegung, und das kleine Gehirn des großen Tieres arbeitet nur langsam.

Plötzlich ein Blitzstrahl aus einem Dornbusch! Ein scharfer Knall, dann ein weicher Anschlag, der klingt, als ob ein Zebra den Huf aus weichem Schlamm zieht.

Das kleine Nashorn fuhr behende herum. Der Schreck war ihm in die Seele gesprungen. Die Mutter machte einige schwerfällige, groteske Sprünge. Legte sich dann zum Erstaunen des Kalbes ruhig auf die Seite. Aber die Ruhe der Mutter übertrug sich nicht auf das Kleine. Die Furcht hatte sein Inneres aufgewühlt. Mit dem kleinen Ansatz des Vorderhornes stieß es die Mutter; doch so fest war ihr Schlaf, daß sie sich nicht rührte. Es blieb bei der Mutter stehen. Nahm den Kopf hoch, um die Witterung einzufangen.

Die Jäger, die aus dem Busch traten, fanden, daß es sehr frech aussah, wie es so dastand auf seinen vier stämmigen Beinchen, mit erhobenem Kopf. Sobald es Witterung von seinem Todfeind, dem Menschen, bekam, flüchtete es ängstlich miefend zur toten Mutter. Stand zitternd bei ihr, ein rührend trauriges Bild der Verwaistheit. Schwierig war der Fang. Es wehrte sich nach Leibeskräften. Da es nicht folgen wollte, wurde es von acht kräftigen Negern in einer schnell improvisierten Hängematte zum Lager getragen.

Im Lager fühlte es sich einsam und verlassen. Nur schwer konnte es sich an die Menschen gewöhnen, die ihm Futter gaben. Die Witterung, die von ihnen ausströmte, flößte ihm noch lange Zeit Furcht ein.

Einige Ziegen kamen ins Lager. Sie sollten Milch spenden für den kleinen Gast. Diese Geschöpfe, die auf vier Bei-

nen gingen, erinnerten an die Antilopen der freien Steppe. Vor ihnen hatte das kleine Nashorn keine Furcht. Aus der Einsamkeit seiner kleinen Seele sprang die Sehnsucht nach einem Gefährten. Nie war es allein gewesen. Jeden Schritt seines jungen Lebens hatte es mit der Mutter getan. So schloß es sich einer Ziege an, die bald die Scheu vor dem kleinen Ungeheuer überwand und es neben sich duldete.

So entstand aus der Verwaistheit eines jungen Tieres eine Freundschaft mit einem Tier anderer Art, die später zur Gewohnheit wurde, ein Lebenlang dauerte.

Das tägliche Leben zeigt uns viele Freundschaften zwischen Tieren verschiedenster Art. Aber der edle Ausdruck „Freundschaft“ kann bei Tieren nur mit Vorbehalt angewendet werden. In den meisten Fällen handelt es sich um Gewöhnung, wenn nicht gar um künstliche Dressur.

Die Freundschaft zwischen Hund und Katze ist immer eine mittelbare. Sie geht über den Menschen, mit dem beide leben. Ohne dessen Vermittlung würde nie eine Freundschaft entstehen.

Wahre Freundschaften entstehen nur aus einem starken, rein tierischen Instinkt. Mutterliebe, Sehnsucht des jungen Tieres nach Ersatz für die verlorene Mutter oder gegenseitiger Schutz in der Wildnis.

Eine Löwin, der die Jungen abgenommen sind und der man als Ersatz junge Hunde anlegt, wird aus dem natürlichen Trieb, dem Drang der Muttermilch, die jungen Hunde adoptieren. Sie läßt die Kleinen nur zu gerne säugen, da sie ihr eine Erleichterung verschaffen. Aus der Gewohnheit entsteht eine Freundschaft für ein ganzes Tierleben. Dies trifft natürlich auch da zu, wo ein junger Löwe an eine Hündin angelegt und von ihr großgezogen wird.

In der afrikanischen Wildnis sieht man häufig Elefanten mit Giraffen, Zebras oder großen Antilopen zusammen stehen. Hier benutzt der kluge Elefant, dem die Natur nur schwache Augen gegeben, die scharfen Lichter seiner Gefährten als Schutz gegen den Erbfeind, den Menschen. Während Giraffen, Zebras und Antilopen sich den ungeheuer entwickelten Geruchssinn des Elefanten dienstbar machen.

Madenhacker und die weißen Kuhreiher finden Nahrung an den Zecken, die Dickhäuter, Antilopen und Krokodile plagen. Sie gewähren ihrerseits wieder ihren Gastgebern Schutz, indem sie aufflattern und Warnungsrufe ausstoßen, wenn Gefahr droht.

Nur bei wenigen Tieren verschiedener Gattung ist es der Sexualtrieb, der eine Freundschaft festigt. Auch dann nur in der Gefangenschaft. Den Beweis hierfür brachte Karl Hagenbeck, dem es als erstem gelang, Löwen und Tiger zu kreuzen. Die Freundschaft der verschiedenen Affen in einem Käfig ist immer eine passive, meist nur eine bewaffnete Neutralität.

Je höher die Tiere in ihrer geistigen Entwicklung stehen, desto schwerer ist es, sie zu einer Freundschaft mit einem Tier niederer Art zu bewegen.

Ich habe alle Versuche gemacht, einen jungen Elefanten an ein Haustier zu gewöhnen. Vergeblich! — Ziege, Kalb oder Esel duldete er wohl in seiner Nähe, betastete sie auch mal mit dem Rüssel, ohne jedoch das geringste Zeichen von Enttäuschung zu äußern, wenn sie ihn verließen. Nie hat er eine Bewegung gemacht, ihnen zu folgen, oder Unruhe gezeigt, wenn sie fort waren. Er fühlte sich nur zum Menschen, als dem ihm geistig nahestehenden Wesen, hingezogen. Sofort fing er an zu trompeten, zu schreien und zu toben, bis er ein gewisses Alter erreicht und damit eine sichere Selbständigkeit erlangt hatte, war es überhaupt unmöglich, ihn am Tage oder nachts ohne die Gesellschaft eines Menschen zu lassen.

Noch ausgeprägter ist aber dieses Gefühl der Zugehörigkeit zum Menschen bei den Menschenaffen, Schimpansen, Gorilla, Orang-Utan oder Gibeon, entwickelt. Ein Tier ist für den Menschenaffen genau wie für ein Kind ein Spielzeug, das er je nach Laune herzt oder quält. Gewiß kann er dieses Spielzeug gelegentlich lieben. Eine wahre Freundschaft wird er nie dafür empfinden. Wie anders verhält er sich aber dem Menschen gegenüber. Ich will nicht von seinem Herrn sprechen, dem er eine Liebe und Treue geschenkt hat, wie sie kein anderes Tier aufbringen kann. Aber auch andere Menschen, mit denen er einmal Freundschaft geschlossen hat, wird er nicht vergessen, auch wenn er sie monatelang nicht gesehen.

Meine Schimpansin „Cleo“, die ich aus dem Kongo mitbrachte, spielte zwar gerne mit einer kleinen Antilope, die mit uns reiste; wahre Liebe schenkte sie nur einem kleinen Mulattenmädchen, die aus ihrer Kongoheimat von ihrem Vater zur Erziehung nach Europa gebracht wurde.

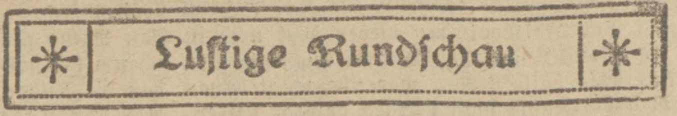
Die Liebe meiner Schimpansin „Susi“ ging so weit, daß sie sich noch in Afrika ohne Zaudern ins Wasser stürzte, das sie doch sonst so fürchtete, um mir zu folgen. In Berlin verließ sie sofort ihren Spielgefährten, den Schimpansen „Bobby“, wenn sie mich von weitem sah.

Es gibt für den fühlenden Menschen kein schöneres Bild, als die Freundschaft zweier verschiedener Tiere. Der Mensch soll aber den Grund, die Ursache dieser Freundschaft, zu ergründen suchen, und immer berücksichtigen, daß Tiere — Tiere, aber keine Menschen sind!



Im Kraftwagen über die Fünftausender.

Eine ungewöhnliche Leistung vollbrachten kürzlich zwei bei einem peruanischen Bergwerksunternehmen angestellte Ingenieure. Sie erhielten von ihrer Gesellschaft den Auftrag, an einer Konferenz in Lima teilzunehmen, und beschlossen, die Fahrt dorthin von ihrem Wohnsitz Yuaricocha im Kraftwagen zu machen, obwohl sie wußten, daß gerade der schwierigste Teil der 500 Kilometer langen Strecke, der über die Anden, keine gebahnten Straßen aufwies. Bis zur Höhe von 5000 Metern folgte man müheselig einem schmalen Karrenpfad. Die starken Steigungen vermochte der Wagen nicht aus eigener Kraft zu bewältigen, die Fahrer waren daher gezwungen, die Hilfe von Eingeborenen in Anspruch zu nehmen, deren zehn den Wagen schoben und zogen. Beinahe noch mühsamer ging es auf der anderen Seite wieder bergab. Die Fahrt nahm vier Tage in Anspruch. Sie hat den praktischen Erfolg gezeitigt, daß die Peruanische Regierung die von den beiden Ingenieuren gemachten Erfahrungen für den Bau einer demnächst in Angriff zu nehmenden brauchbaren Straße zu verwerten gedenkt.



Versorgung.



„Müller II, Sie werden morgen aus der Haft entlassen.“
„Ach, Herr Wachtmeister, was habe ich denn verbrochen? Wie können Sie mich bei den schlechten Zeiten auf die Straße werfen?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.